

Sonntagsgruß



Gemeindeblatt für die evangelische Kirchengemeinde Bießen



Nr. 18.

Bießen, Sonntag Rogate, 9. Mai 1915.

4. Jahrgang.

Die Gerechtigkeit, die vor Gott gilt.

Evangelium des Matthäus 5, 6. Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit; denn sie sollen satt werden.

Es gibt Worte und Gedanken, deren Sinn in bestimmten Zeiten eine weit über das gewohnte Maß hinausgehende Bedeutung für uns erlangt. Es ist dann, als verstünden wir sie jetzt erst ganz, oder als wären sie gerade für diese Zeit recht eigentlich gemünzt. Dazu gehört auch die vierte Seligpreisung der Bergpredigt im jetzigen Weltkriege: „Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit; denn sie sollen satt werden.“ Recht und Gerechtigkeit, diese Worte haben jetzt, genau wie ihr Gegenteil, einen besonders eindringlichen Klang. Die Einheit und Einmütigkeit aller deutschen Stämme, Stände und Schichten ist geboren aus der innersten Ueberzeugung, daß selten in der Weltgeschichte ein Bund von größerer Ungerechtigkeit sich gegen ein Volk erhoben hat als der Dreiverband, voran England, gegen uns. Es kocht in den Tiefen der Volksseele, wenn sie erfahren muß, wie mit alledem, was einst als recht und gerecht galt, bitterer Hohn getrieben wird. So auch, wenn sie jetzt erlebt, daß ein mächtiges Staatengebilde unter dem Deckmantel „striktter Neutralität“ sich gegen die elementarsten Grundregeln aller wahren Gerechtigkeit veründigt, indem es um schnöden Geldgewinnes willen unseren Erzfeinden Waffen und Munition im Werte von Milliarden in die Hände spielt. Alle heiligsten Bande von Recht und Gerechtigkeit sehen wir gelockert in dem schmachlichsten Lügenfeldzug gegen uns, den je die Weltgeschichte erlebt hat. Und nun spüren wir etwas von dem ungeheuren Hunger und Durst, der entstehen kann nach Gerechtigkeit, und von dem wir es spüren, daß er sich nicht eher wird stillen lassen bei uns, als bis ihr Genüge geschehen ist. So, wie Hunger und Durst unsre heldenhaften Scharen draußen in dem Schrecken der Karpathen oder in der furchtbaren Abgeschlossenheit vorgeschobener, von der Etappenlinie losgelöster Schützengräben im Westen jetzt des öfteren quälend befallen mag, ohne daß sie auch nur eine Minute den Willen zum Sieg aufgeben, lernen wir Daheimgebliebenen angesichts so vieler schnödesten Verletzungen von Recht und Gerechtigkeit jetzt jenen inneren Hunger und Durst, aus dem die gewaltige Kraft des Aushaltens bis zum letzten Atemzug herausgeboren wird, die nicht ruht, bis ihr in entscheidender

Vergeltung ihr Recht wird. „Selig sind, die da hungert und dürstet nach der Gerechtigkeit“ — jetzt erleben wir etwas von der Macht dieses Hochgefühls, das in einem Volke alle höchsten Güter der Tatkraft, Begeisterung und opfermütiger Gesinnung auslöst. Und da mag wie Musik in unseren Ohren die Verheißung klingen: Ja, selig, „denn sie sollen satt werden!“ Aber nun, da wir diese Verheißung aus dem Munde des Heilandes von Nazareth selbst vernehmen, empfinden wir es doch zugleich, daß noch eine höhere Gerechtigkeit bestehen und gemeint sein muß, als die in rein politischem und nationalem Sinne. Nicht, als ob wir diese gering einschätzen wollten; sie bleibt eine der höchsten Forderungen aller wahren Völkercultur. Aber ihren vollendeten Inhalt erfassen wir doch erst, wenn sie sich so auswirkt, wie sie von Jesus in der Bergpredigt gemeint ist: im Sinne der Gottwohlgefälligkeit, derjenigen Gerechtigkeit, die auch vor Gott gilt. Und so werden wir, mitten im Weltkriege, gerade in dieser Seligpreisung aufgerufen zur inwendigsten Selbstbesinnung, daß uns der Hunger und Durst nach Gerechtigkeit im völkischen Sinne nicht hinreißt zu Handlungen höchster Ungerechtigkeit in übertriebenem politischen Rachedurst und Chauvinismus. Daß wir über allen hohen irdischen Anforderungen auch mitten in den Greueln des Krieges nicht die höchste vergessen, Kinder Gottes zu sein, sondern vielmehr uns durchringen zu jenen großen Forderungen echt christlicher Sittlichkeit, die die ganze Bergpredigt wie ein lebendiger Strom durchfluten, und die durch die Tat das schön Beginnende und doch so ernst ausklingende Wort des Alten Bundes überwinden: „Gerechtigkeit erhöht ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben.“

Kriegsbilder aus der Mainzer Geschichte alter und neuer Zeit.

(Fortsetzung.)

Aber die Kriegswolken hatten sich noch nicht verzogen. Von den Deutschen wurde die Stadt in den besten Verteidigungszustand gesetzt. Und das war auch not. Im Sommer 1796 kam wieder ein Belagerungsheer, das die Stadt von allen Seiten einschloß. Zwar mußte dieses Heer nach einem Sieg des Erzherzogs Karl bei Würzburg die Belagerung aufgeben. Aber inzwischen hatte die Zeitgeschichte eine neue

Wendung genommen. Ein neuer Schauspieler, der für zwei Jahrzehnte die Augen auf sich zog, war auf der Bühne aufgetreten, Napoleon Bonaparte. Als General hatte er in ungestümem Siegeslauf in Norditalien Oesterreichs Heere in vernichtenden Schlachten niedergeworfen. In dem Frieden zu Campo Formio im Jahre 1797 bequeme sich das gemüthigte Oesterreich dazu, gegen Abtretung des vorher gründlich von den Franzosen ausgeplünderten Venedig das linke Rheinufer preiszugeben. All das Heldenblut, das bei der Verteidigung der Stadt geflossen war, war umsonst vergossen. Mainz mit dem linken Rheinufer kam 1798 unter französische Herrschaft. Der Untergang des alten deutschen Kaisertums war besiegelt, ein neuer Abschnitt der Weltgeschichte im Werden.

5. 1798 — 1813. Die Franzosenherrschaft.

In den letzten Tagen des Jahres 1797 zogen die Franzosen in Mainz ein, nachdem ihnen vertragsmäßig das linke Rheinufer abgetreten war. In kühlem Gleichmut nahm die noch in der Stadt gebliebene Bevölkerung die Veränderung hin. Der hohe Adel, die hohe Geistlichkeit, viele Beamten hatten der Stadt den Rücken gewendet. Ihr Landesfürst hatte sie preisgegeben. Der Kurfürst war immer der erste gewesen, der die Flucht ergriff, wenn ein Feind nahte. Wenn man so viel erlebt hat, wie die Mainzer in den vorausgegangenen 6 Jahren, wenn man jahrelang die Kanonen vor den Mauern donnern hört und wochenlang die Bomben und Granaten über die Häupter sausen, wird man abgestumpft. Was gilt der einzelne Bürger, was gilt die friedliche Arbeit, wenn die Soldaten und ihre Kanonen das Wort führen?

Vaterlandsliebe, die heute so hoch auflodert, und die heutzutage selbst die Hammeldiebe auf der Balkanhalbinsel üben, war damals in Deutschland noch wenig entwickelt. Das politische Jammergebilde von mehreren hundert Kleinstaaten, in die damals Deutschland zerklüftet war, war kein Gegenstand, für den man sich begeistern konnte. Hatten doch gerade die Vornehmen eine kindische Vorliebe gezeigt für französische Sprache und Sitte. Oft genug waren deutsche Fürsten mit der Regierung des Erbfeinds hand in hand gegangen gegen ihr eigenes Reich. Konnte man da von dem schlichten Mann aus dem Volk ein Aufflammen heiliger Entrüstung erwarten gegen die Fremdherrschaft, wie die Tiroler es zeigten zu Hofers Zeit?

Die politischen Zustände im Mainzer Kurstaat hatten viel zu wünschen übrig gelassen. Nun waren die Mainzer Glieder eines großen, einigen, aufstrebenden Reiches, das mit manchem verrotteten Alten aufgeräumt und großen neuen Gedanken Bahn gebrochen hatte. Dennoch fühlte sich die Mainzer Bevölkerung den neuen Volksbeglückern gegenüber im großen und ganzen kühl und fremd. Das Auftreten dieser war auch nicht geeignet, die Herzen zu gewinnen. Für eine Garnison von 12 000 Mann mußten die alten Kasernen neu hergerichtet und ausgestattet werden auf Kosten der Stadt, und da diese nicht ausreichten, Einquartierungen übernommen werden für eine Vergütung von 6 Sous täglich. Die höheren Offiziere quartierten sich in die Adelshöfe ein, und wenn sie umzogen, nahmen sie sich von der Einrichtung mit, was ihnen gefiel, und für den Nachfolger mußte das von dem Vorgänger Gestohlene von der Stadt wieder neu angeschafft werden. Als sogenannte Tafelgelder für die kommandierenden Offiziere mußte die Stadt alle 5 Tage 2800 Francs bezahlen. Die Frau des Obergenerals Lefebvre, eine ehemalige Waschfrau, verlangte für ihren Mann ein tägliches Tafelgeld von

5 Louisdor. Auch um die persönliche Freiheit war es im Lande der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit übel bestellt. Alle Personen, Männer und Frauen, die Geistlichen nicht ausgenommen, mußten eine dreifarbigte Kokarde tragen. Nach 10 Uhr abends durfte sich niemand mehr auf der Straße blicken lassen. Jede Nacht hatten 5 Bürger Nachtwächterdienste zu leisten. Alle Männer bis zum 60. Jahr waren zum Dienst in der Nationalgarde verpflichtet und wurden auch zeitweise zum Dienst auf den Wällen herangezogen. Die Passvorschriften waren ungemein streng. Dazu kamen dann die Aushebungen zum Kriegsdienst, die ungezählte Menschenleben verschlangen.

Die Militärlazarette mußte die Stadt einrichten, für Fourage und Proviantlieferungen Sorge tragen. Das wurde verlangt von einer Stadt, deren wohlhabende Bewohner meist weggezogen waren und die 6 Jahre lang aus den Belagerungen und Verwüstungen kaum herausgekommen war.

(Sortsetzung folgt.)

Das Konfirmandenkleid unserer Mädchen.

Seit Jahrhunderten ist es in der evangelischen Kirche gebräuchlich, daß die Mädchen bei der Konfirmation ein schwarzes Kleid tragen. Nur in einigen Gegenden, vornehmlich Norddeutschlands, tragen sie bei der Konfirmation ein weißes Kleid. Das tun dort aber auch nicht alle, ein Teil — es handelt sich um die Kinder aus wohlhabenden Häusern — trägt das weiße Kleid, die minderbemittelten Kinder erscheinen im schwarzen Kleide. Daß das eigentlich unerträglich ist, wird jedem einleuchten. Am allerwenigsten soll im Gotteshause, noch dazu bei einer so feierlichen Handlung, wie es die Konfirmation ist, ein Unterschied zwischen Reich und Arm gemacht werden. Auch schon aus ästhetischen Gründen ist das zu verwerfen. Was für ein unharmonisches Bild bietet doch eine Konfirmandenschar, bei der sich die weißen und schwarzen Kleider voneinander abheben. Bei uns ist glücklicherweise die Einheit bezüglich des Kleides erhalten geblieben. Aber man haßt förmlich die schwarze Farbe. Schon die Knaben glauben, schwarze Anzüge nicht mehr tragen zu sollen, und erscheinen vielfach in Blau. Und die Mädchen ziehen das schwarze Konfirmandenkleid im ganzen dreimal an: bei der Prüfung, bei der Beichte und bei der Konfirmation, dann wird es in den Kleiderschrank gehängt und paßt selbstverständlich nach einem Jahre nicht mehr.

Diese Abneigung der Konfirmanden und ihrer Eltern rührt von einem Mißverständnisse her. Man sieht das schwarze Kleid als Trauerkleid an. Das ist es aber ganz und gar nicht, es ist einfach innerhalb der evangelischen Kirche das Kirchenkleid. Auch der, der sich auf Frauenkleidung nicht versteht, erkennt, daß die Art, in der heute die Konfirmandenkleider angefertigt werden, durchaus nicht auf ein Trauerkleid schließen lassen. Selbstverständlich bleibt es jedem Erwachsenen unbenommen, in hellen Kleidern in die Kirche zu kommen, Gott sieht das Herz und nicht das Kleid an, aber daß ein junges Mädchen das doch nicht billige Konfirmandenkleid nicht mehr tragen will, ist doch ein Zeichen dafür, daß hier ein klein wenig Eitelkeit mitwirkt. Man kann das Kleid doch sehr gut Sonntags beim Kirchgang, ganz besonders zu einer Abendmahlsfeier oder einer Taufe in einem befreundeten Hause, im Winter auch zur Konfirmandenvereinerung tragen. Eine strenge Kleiderordnung für die Sonn- und Feiertage, wie sie einst Calvin in Genf durchgesetzt hatte, will die evangelische Kirche der Gegenwart ganz gewiß nicht

vor schreiben, aber es ist ihrem Wesen doch auch nicht angemessen, daß man das Konfirmandenkleid so widerwillig betrachtet.

Sollten aber alle diese Vorstellungen nichts helfen, so hilft vielleicht der Hinweis, daß einem jungen Mädchen ein geschmackvoll angefertigtes, schwarzes Konfirmandenkleid wirklich sehr gut steht.

Ein pfälzischer Musikant.

Erzählung von Heinrich Bechtolsheimer.

(Fortsetzung.)

Endlich erschien der kleine Wöllsteiner Notar, der den Handel abgeschlossen hatte, als ich mein Haus erworben hatte. Zuerst hatte er mit seinem Schreiber im Nebenzimmer zu Mittag gegessen, nun kam er, nach allen Seiten freundlich grüßend, in die Gaststube und redete bald diesen, bald jenen Bekannten an, dabei Ausdrücke gebrauchend, die er von seiner Vaterstadt Mainz her gewöhnt war: „Na, alter Seckel, wie geht's? Was machst du denn für ein dummes Gesicht?“ Niemand nahm dem kleinen Junggesellen, der etwas unter der Gewalt seines Schreibers stand, diese Mainzer Redensarten übel, zumal der „Notär“ — so sagte man, wohl in Erinnerung an die Zeit der französischen Herrschaft, in der das Notariat aufgekommen war — es gleichfalls nicht übel nahm, wenn einer ihm mit derben Scherzreden kam. Ein Notar auf dem Lande muß mit den Leuten verkehren können, sonst gewinnt er nicht deren Vertrauen. Ist einer ein sehr vornehmer und steifer Herr, der sich in eine Wolke von Unnahbarkeit hüllt, so ist er nicht beliebt und wird auch seltener zu Rechtsgeschäften herbeigeholt.

Die Akten wurden auf dem Tisch ausgebreitet, der Schreiber legte Feder und Lösblatt zurecht, der Notar setzte den goldenen Kneifer auf, eine erwartungsvolle Stille herrschte mit einem Male im Zimmer.

„Acker am Eichelberg zwischen Saam Peter 3. und Hecker Nikolaus!“ rief der Notar und fügte die Zahl der Quadratmeter hinzu. „Wer bietet an?“

„420 Mark!“ sagte eine tiefe Stimme aus dem Hintergrund des Zimmers.

„420 Mark zum ersten!“ rief der Notar, „wer bietet mehr?“

„Soll ich?“ sagte ich leise zu Hinkel; der aber legte mir die Hand auf den Arm und flüsterte mir zu: „Beileibe nicht, der ist nichts wert.“

„420 Mark zum ersten,“ rief wieder der kleine Herr mit dem goldenen Kneifer. „Auf, ihr Leut', fest eingebrannt!“

„425“, rief irgend jemand.

„430“, sagte wieder die tiefe Stimme, die das erste Angebot gemacht hatte, dann aber blieb alles still. Der Notar versuchte, die Anwesenden zum Bieten zu ermuntern, aber es gelang ihm nicht; der Acker wurde für 430 Mark dem Meistbietenden zugeschlagen.

Das Geschäft ging weiter.

„Acker in der Raueggewann“, rief der Notar und nannte Flächeninhalt und Anlieger.

„Der ist gut,“ flüsterte Hinkel mir zu, „ein gutes Feld zum Kornbau, und drei schöne Apfelbäume stehen darauf. Biete 600 Mark!“

Das tat ich, und alle im Zimmer sahen sich nach mir um. Aber ich sollte diesen Acker nicht so billig bekommen, Angebot auf Angebot erfolgte, rasch war die Zahl 700 erreicht. Von da an aber ging es langsamer, es wurden immer nur noch 5 Mark mehr geboten.

„Bis zu 750 Mark kannst du ruhig mitgehen“, sagte Hinkel leise.

Ich bot 730 Mark, da wurde es stille im Zimmer. Wieder rief der Notar: „Lustig, ihr Leut', fest eingebrannt! Ihr wollt den Acker doch nicht geschenkt haben!“ Aber es bot keiner mehr darauf. Da sah sich der kleine Mann im Zimmer um und rief mit heiserer Stimme: „730 Mark zum ersten, 730 Mark zum zweiten, 730 Mark zum —“ Hier machte er eine kleine Pause und sagte dann: „730 Mark zum dritten!“ Gleichzeitig schlug er mit dem Schlüssel, den er in der Hand hatte, auf den Tisch — und der Acker war mein.

Der Schreiber fragte mich nach meinem Namen und trug ihn in das Protokoll ein, dann seufzte er, als ob er an diesem Tage schon eine gewaltige Arbeit vollbracht habe, und tat einen tiefen Zug aus dem Schoppengläse, das vor ihm stand.

Die Versteigerung ging weiter ihren Gang. Ich kann hier nicht mehr alle Einzelheiten berichten, genug, als alles zu Ende war, hatte ich drei Morgen Feld zu 2550 Mark versteigert. Im ganzen waren ungefähr für 10 000 Mark Ackerland zur Versteigerung gekommen. Der Versteigerer hatte ein gutes Geschäft gemacht, von der drückendsten Schuldenlast konnte er sich nun frei machen, allerdings unter Preisgabe eines ansehnlichen Teiles des von den Eltern ererbten Gutes. Nun mußte er nach Landesitte den Anwesenden Wein spenden, es wurde „Winkuf“ (Weinkauf) getrunken, und der Wirt eilte mit gefüllten Schoppengläsern hin und her.

Im Nebenzimmer schloß der Notar das Protokoll ab, und die Steigerer mußten unterschreiben. Als an mich die Reihe kam, fragte der kleine Mann, der mich von meinem Hauskauf her noch kannte: „Wie geht's, wie steht's, Herr Wiltinger? Gute Geschäfte mit der Musik gemacht in diesem Jahre?“

Ich gab ihm zur Antwort, daß ich zufrieden sei.

„Haben Sie auch schon einmal in Mainz Musik gemacht?“

Ehe ich dazu kam, diese Frage zu verneinen, fuhr der Notar schon fort: „Ach, es geht nichts über Mainz. So ein Urmainzer, das ist ein großartiger Kerl! Und dann der Mainzer Karneval! Den muß jeder vernünftige Mensch einmal mitgemacht haben. Haben Sie auch den Narhallamarsch schon gespielt?“

Wieder wartete der Notar meine Antwort nicht ab, sondern führte mir den erwähnten Marsch vor. „Ta-ta-ra, ta-ta-ra, ta-ta-ra“, trompetete er und schlug mit der rechten Hand den Takt dazu.

„Wenn ich an Faschnacht nach Mainz komme,“ fuhr er fort, „und eine Wirtschaft betrete, überall sitzen Bekannte und Freunde von mir. Dann heißt es gleich: hierher, alter Seckel, und jehst den Geldbeutel heraus und eine Flasche Wein bezahlt! Dann stoßen wir mit den Gläsern an und lassen Mainz hochleben und den Mainzer Karneval dazu, und dann uzen wir uns gegenseitig, aber niemand nimmt das krumm. Und wenn erst die schönen Mainzer Mädchen dazu kommen, die sehen sich alle nach mir um, weil ich noch los und ledig bin.“

Ich wußte bereits, daß das „Notärche“ von allen seinen Bekannten fortwährend gefoppt wurde, ohne daß er es merkte. Immer und immer wieder wurde ihm gesagt, daß reiche und wunderschöne Damen sich für die philosophischen Aufsätze interessierten, die er, wie er gern sich rühmte, vor Jahren in einer Zeitung veröffentlicht hatte, und daß

diese Damen wegen der Tiefe seines philosophischen Geistes geneigt wären, ihm Herz und Hand anzutragen. Das alles glaubte der kleine, komische Mann mit der großen Gläse und war glücklich, wenn irgend ein Spatzvogel seine Eitelkeit von neuem stärkte.

„Herr Notar, wo soll ich unterschreiben?“ fragte ich; denn es drängte mich, nach Hause zu gehen und meiner Frau die wichtige Kunde von dem abgeschlossenen Geschäft zu überbringen.

Aber er hörte nicht auf meine Frage, sondern erzählte von der Musik, die früher in Mainz gemacht worden war. Die Militärkapellen der Oesterreicher, die bis 1866 einen Teil der Besatzung ausgemacht hatten, hätten sanfter und weicher gespielt, die Preußen aber immer in kurz abgerissenen Tönen. Beide Arten der Militärmusik führte mir der Notar, abermals trompetend, vor.

Gerade ahnte er die preussische Militärmusik nach, indem er „ta-ta-ta, ta-ta-ta“ blies, da unterbrach ihn ein alter Mann mit den Worten: „Herr Notar, jetzt laßt einmal Euer Trompetenblasen sein! Ich muß heim, ich habe niemand, der mir das Vieh füttert. Zeigt, wo ich unterschreiben soll!“

Da war das Militärkonzert zu Ende. Auch ich kam endlich dazu, daß ich meine Unterschrift unter das Protokoll setzen konnte. Dann ging ich nach Hause. Es war ausgemacht worden, daß ich die ersteigerten Aecker in sechs Ziefern, jedesmal am Martinstag, bezahlen sollte, 550 Mark kommenden Martinstag, dann je 400 Mark in den folgenden Jahren, die Restsumme sollte ich mit 4 Prozent verzinsen. (Sortierung folgt.)

Kirchliche Anzeigen.

Sonntag, den 9. Mai. Rogate.

Kollekte für die auswärtige Diaspora.

Gottesdienst.

In der Stadtkirche.

Vormittags 8 Uhr: Pfarrassistent Hoffmann.

Zugleich Christenlehre für die Neukonfirmierten aus der Matthäusgemeinde.

Vormittags 9 $\frac{1}{2}$ Uhr: Geh. Kirchenrat Prof. D. Eck.

Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Markusgemeinde.

Pfarrer Adolph.

Ausflug der neukonfirmierten männlichen Jugend der Markusgemeinde in Verbindung mit dem Wartburg-Verein. Abfahrt 6 $\frac{1}{2}$ Uhr vormittags Bahnhof. — Waldgottesdienst.

Mittwoch, den 12. Mai, abends 8 Uhr: Kriegsbesetzung. Pfarrassistent Hoffmann.

In der Johanneskirche.

Vormittags 8 Uhr: Pfarrer Bechtolsheimer.

Zugleich Christenlehre für die Neukonfirmierten aus der Lukasgemeinde.

Vormittags 9 $\frac{1}{2}$ Uhr: Pfarrer Ausfeld.

Vormittags 11 Uhr: Kinderkirche für die Johannesgemeinde.

Pfarrer Ausfeld.

Himmelfahrttag, Donnerstag, den 13. Mai.

In der Stadtkirche.

Vormittags 9 $\frac{1}{2}$ Uhr: Pfarrassistent Hoffmann.

In der Johanneskirche.

Vormittags 9 $\frac{1}{2}$ Uhr: Pfarrer Bechtolsheimer.

In der Kapelle des alten Friedhofs.

Nachmittags 2 Uhr: Pfarrer Schwaabe.

Ankündigungen empfehlenswerter Firmen

Carl Loos

Kirchenplatz 13 :: Telephon 797
Manufaktur-
und Weißwaren
Herren- u. Knabenkleider

Franz Bette

Mäusburg 10
Fernsprech-Nr. 666

Spezial-Geschäft

in
Kurz-, Woll- u. Weißwaren
Erstlings-Ausstattungen
Auswahlsendungen bereitwilligst

Reste

in Kleider-
stoffen sowie
Weißwaren
Wollwaren
Kurzwaren
Strickwolle etc. empfiehlt bill.

K. Elle

Nord-Anlage 35, Ecke Schottstraße

Heinrich Noll

Mäusburg Nr. 7 Telephon Nr. 292
Spezial-Geschäft für Bureaubedarf - Schreibmaschinen
Papierhandlung, Buchbinderei, Gesangbücher. Moderne
Kunstarbeiten. Photographische Apparate und Zubehöre

C. Stöver, Gießen

Seltersweg 16
Uhren, Gold- u. Silberwaren
Bestecke
Reparaturen in eigener Werkstatt
prompt und billig

Bujch's Musikhaus

Ecke Kirchenplatz-Lindenplatz
Musik-Instrumente
:: und Musikalien ::

Edgar Borrermann, Giessen

Neustadt 11 Eisenwaren, Haus- u. Küchengeräte Teleph. 165
empfiehlt billigst
Oefen, Herde, kupferne u. gußeiserne Waschkessel, Haus- u. Küchengeräte, Solinger Stahlwaren, landwirtschaftl. Maschinen u. Geräte, Vogelkäfige u. Züchterutensilien, Fischereigeräte etc. etc. Waffen u. Munition.

Bahnhofstr. 44 C. Röhr & Co. Bahnhofstr. 44

Betten-, Wäsche- und Ausstattungs-Geschäft

Feder-Deckbetten Mk. 13.50, 15.50, 18.50 und besser
Feder-Kissen Mk. 4.75, 5.50, 6.25 und besser

Mitglied der Rabatt-Spar-Vereinigung

Geschw. Holberg Nachf. Modes

Gießen, Plockstraße 5
empfehlen sich in allen in ihr
Fach schlagenden Arbeiten.

Kleider-Stoffe Blusen-Stoffe Aussteuer-Artikel Reste

außergewöhnlich billig

Elogengeschäft. Geringe Unkosten
Gemeinlichlicher Einkauf mit
3 Gehälften zulammen

Lina Bernard

Gießen, Bismarckstraße 6

Phoenix-Nähmaschine.

Auch andere Systeme stets auf Lager.
Preisliste Mk. 60. — bis Mk. 180. —
Nur bestbewährte Qualitäten

Fr. Linter, Ludwigstr. 16
Reparaturwerkstatt f. Nähmaschinen